

Zeitschrift: Jahresbericht : Dokumentationen und Funde / Archäologie Baselland
Herausgeber: Archäologie Baselland
Band: - (2011)

Artikel: Fundabteilung
Autor: Gugel, Christine
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-803535>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Fundabteilung

2011 nahm die Fundabteilung 59 Kisten Fundmaterial von 14 neu registrierten Fundstellen und Bauuntersuchungen entgegen. Dies ist ein kleineres Volumen als in den vergangenen Jahren, in denen die Abteilung zeitweise regelrecht von Fundmassen erdrückt wurde. So konnte unser dreiköpfiges Team dieses Jahr unter anderem auch eine grössere Altgrabung mit 2621 Funden in unserer topmodernen Datenbank erfassen. Es handelt sich dabei um das Fundmaterial der ab 1981 ausgegrabenen Grottenburg Riedflue bei Eptingen, die als wichtige Referenzfundstelle gilt. Insgesamt inventarisierte die Fundabteilung 2011 über 14.000 Objekte.

Es gelang, einen Grossteil des 2011 neu anfallenden Fundmaterials laufend zu inventarisieren. Zuerst wurde anfangs des Jahres aber noch das Inventar der Grabung Pratteln, St. Jakobsstrasse – die römische Villa «Kästeli» – abgeschlossen. Des Weiteren wurde Material von 143 kleineren Fundstellen, die schon seit mehreren Jahren im Neufunddepot lagerten, endlich aufgearbeitet. In der zweiten Jahreshälfte beschäftigten wir uns schwerpunktmässig mit der Grabung Seltisberg, Im Winkel.

Eine interessante Abwechslung im Fundabteilungsalltag bieten die zumeist neuzeitlichen Funde von Bauuntersuchungen. So sind auf unseren Tischen nicht nur «uralte» Scherben ausgelegt, sondern auch mal eine hübsch lithographierte Zigaretenschachtel, ein eindruckvolles, komplett verrostetes Bügeleisen oder eine Glasflasche von Golliez, einer in Murten beheimateten Apotheke. Diese «jungen» Objekte haben den gleichen wissenschaftlichen Wert wie «ganz alte»: Jeder geborgene Fund, egal ob prähistorisch oder neuzeitlich, stammt aus einem bestimmten Ensemble, das sich durch die darin enthaltenen Funde datieren und interpretieren lässt. Jedes Fragment – ob 100 oder 10'000 Jahre alt – ist ein weiteres Puzzlestück zur Rekonstruktion unserer Vergangenheit.

Christine Gugel

<
Zigaretenschachtel aus
einer Bauuntersuchung
an der Hauptstrasse
119 in Bubendorf.

Von Horgen zu Hornberg – und mehr als 4650 Jahre dazwischen

Oberdorf, Uli
Schadweg. Topf der
jungsteinzeitlichen
Horgener Kultur. Höhe
33,5 Zentimeter.

In die Fundabteilung gelangen Objekte aus tausenden Jahren Kulturgeschichte. Ab dem Neolithikum, das heisst ab etwa 5500 v. Chr., machen Keramikfragmente einen zunehmend grösseren Anteil des Fundspektrums aus. Um die zum Teil sehr kleinen Scherben einer bestimmten Zeitstellung zuzuordnen

zu können, braucht es grosse Kenntnisse bezüglich der Gefässformen und Töpfertechniken.

In der Grabung am Uli Schadweg in Oberdorf wurden jungsteinzeitliche Scherben entdeckt (s. Jahresbericht 2010). Sie waren aufgrund der sehr dickwandigen, extrem grob gemagerten Scherben, die so nur aus der Horgener Kultur (3400–2800 v. Chr.) bekannt sind, leicht identifizierbar. 169 dieser Scherben liessen sich zu 2 Topffragmenten mit der typischen Zylinderform zusammensetzen. Die Töpfe wurden nicht nur zur Lebensmittelaufbewahrung, sondern auch zum Kochen gebraucht, wie verkohlte Speisereste belegen. Noch nie wurden im Basbiet, fernab der Seeufersiedlungen, derart grosse Gefässfragmente aus dieser Kultur gefunden!

Nach solch ehrwürdig alten Funden gab es kurz darauf das Kontrastprogramm: Im Fundmaterial aus dem Bereich eines Kellers in Arlesheim, Ermitagestrasse 33, leuchtete uns eine schwarz-gelb gestreifte Scherbe entgegen, die wegen ihrer Farbgebung schnell den Namen «Biene Maja-Scherbe» erhielt.



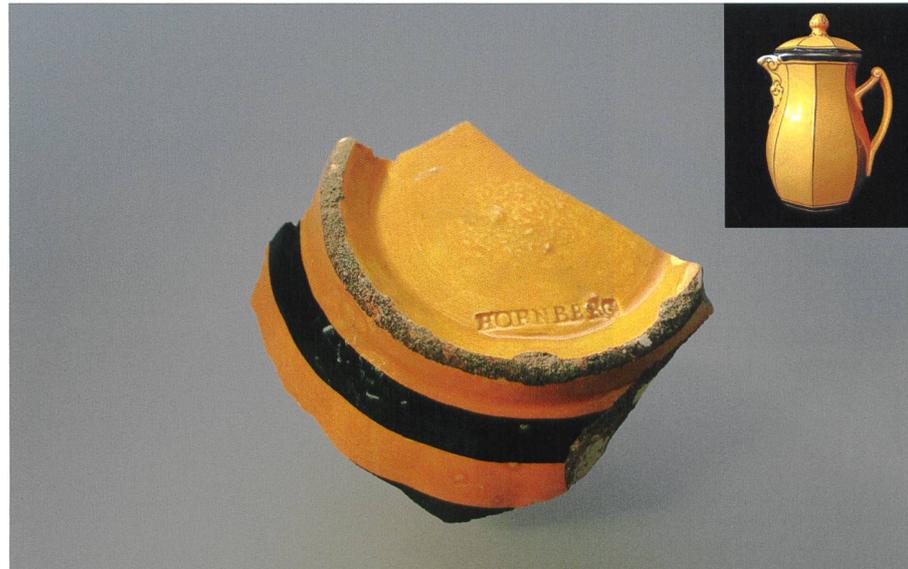
Das Fundstück wurde zunächst für sehr modern gehalten, da es an Kindertassen aus der eigenen Jugendzeit erinnerte. Eine Recherche ergab jedoch ein wesentlich höheres Alter. Den Hinweis dazu lieferte der gestempelte Schriftzug «Hornberg» auf dem Boden. Es stammt aus der berühmten Steingutfabrik Duravit in Hornberg im Schwarzwald, die Georg Friedrich Horn 1817 gründete. 1905 begann man «sanitäre Spülwaren» aus Hartsteingut zu produzieren, die unter dem Namen «Duraba» weltweit als Luxusware vertrieben wurden. Da man 1912 die Produktion des Steingutgeschirrs bei Duravit einstellte, kann unser Gefäß nicht nach diesem Zeitpunkt hergestellt worden sein.

Eine Kakaokanne aus der Hornberger Manufaktur, die um 1850 produziert wurde, zeigt im Bodenbereich bezüglich des schwarz-gelb gestreiften Dekors grosse Ähnlichkeit mit unserer Scherbe. Gehörte auch unser Gefäß zu einem Kakaoservice aus der Mitte des 19. Jahrhunderts? Wer waren die Bewohner dieser Liegenschaft, die sich solches Luxusgeschirr leisten konnten? An diesem Beispiel zeigt sich

sehr schön, wie ein einzelner Fund – im wahrsten Sinne des Wortes richtig gelesen – interessante Fragen zur Sozialgeschichte aufwerfen kann.

Bericht: Christine Gugel

Arlesheim, Ermitagestrasse 33. Fragment einer Hornberger Kakaokanne (oben rechts ein vergleichbares ganzes Gefäß).





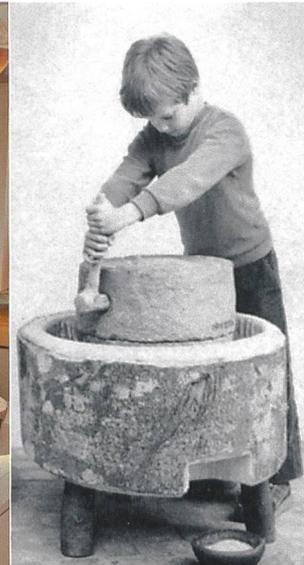
Dittingen, Hübelweg 2.
Der latènezeitliche
Mühlstein aus
permischer Brekzie.
Durchmesser
35 Zentimeter.

Dittingen: ein Mühlstein aus permischer Brekzie

Im Dezember 2010 wurde der Archäologie Baselland ein vollständig erhaltener Mühlstein aus Dittingen gemeldet. Eine telefonische Rückfrage bei der Familie Asprion erbrachte, dass man den Stein bereits 1978 bei Kanalisationsarbeiten vor ihrem Haus gefunden hatte. Schon bald kam der Verdacht auf, dass es sich beim Gestein um etwas ganz Besonderes handeln könnte: eine sogenannte permische Brekzie, auch rotliegende Brekzie genannt. Der rund 23 Kilogramm schwere Stein gelangte zwecks Bestimmung und Untersuchung zur Archäologie Baselland nach Liestal, wo sich der Verdacht schnell bestätigte.

«Das durch Verkieselung klingend hart gewordene Gestein eignet sich ausgezeichnet als Mühlstein, da es porös und zäh zugleich ist». So umschreibt Marcel Joos 1975 die Eigenschaften der permischen Brekzie. Diese besteht aus einer sandig-tonigen Grundmasse, in der schwach bis gut verrundete Komponenten aus Graniten, Apliten und Quarzporphyten sowie Quarz und Feldspäte eingebettet sind. Bereits seit den 1910er Jahren waren Mühlsteine aus permischer Brekzie von den Ausgrabungen in der alten

Gasfabrik in Basel – dem heutigen Novartis Campus – bekannt. 1915 wurde in einer Grube ein komplettes, gut erhaltenes Exemplar einer Handmühle, bestehend aus Mahlplatte und Läufer, entdeckt. Dieses Paar wurde später im Historischen Museum Basel wieder aufgebaut und als besondere Attraktion durfte jedermann damit Korn mahlen.



Rekonstruktionen einer Getreidemühle im Historischen Museum Basel (Philipp Emmel, Peter Heman).

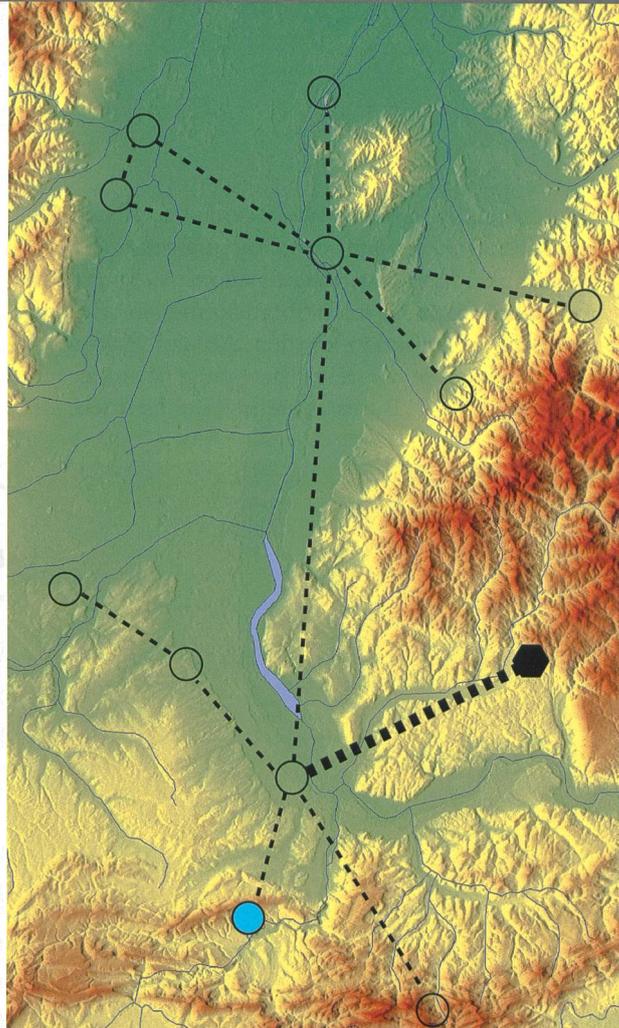
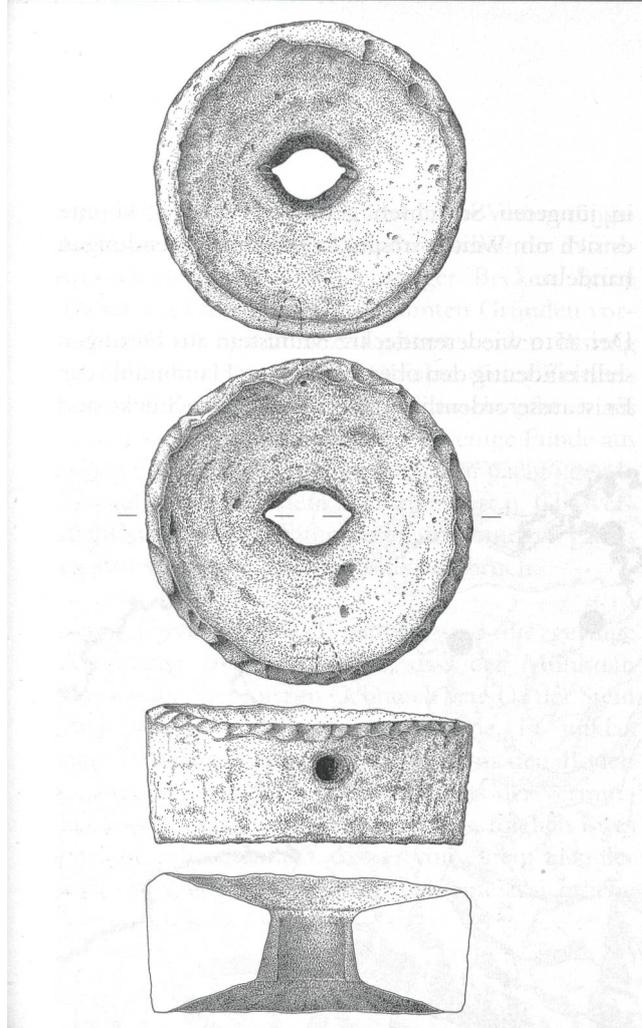
In der Abbaustelle bei Schopfheim lagen 1975 noch zahlreiche Halbfabrikate von Mühlsteinen herum (Marcel Joos).

Der Durchbruch in der Forschung gelang Marcel Joos 1975: Er konnte bei der Schweigmatt am Fusse des Südschwarzwaldes, bei Schopfheim-Raitbach im Wiesental (Kreis Lörrach), eine auf zwei Kilometer Länge und 200–350 m Breite begrenzte Aufschlussstelle identifizieren. Zwar ist der endgültige Nachweis eines alten Steinbruchs an dieser Stelle

noch ausstehend, aber immerhin liessen sich einige Rohlinge und Halbfabrikate identifizieren, weshalb die Herkunft als gesichert gelten kann. Joos veröffentlichte damals eine erste Verbreitungskarte, welche seither dank weiteren Funden und Entdeckungen verfeinert werden konnte.

Es scheint, dass die Steine – abgesehen von wenigen Ausnahmen – vorwiegend im Oberrheintal, also im Stammesgebiet der Rauriker Verwendung fanden. Dieses auch bei Cäsar und im Namen der späteren römischen Kolonie Augusta Raurica belegte Volk nutzte die Gesteinsart nicht nur für Mühlen, sondern auch für Mörser. Dank der Kenntnis seiner Verbreitung ist es möglich, einen lokalen Handel zwischen den spätlatènezeitlichen Siedlungen in der Region zwischen Vogesen, Schwarzwald und Jura nachzuweisen. Wahrscheinlich wurden die schweren Mühlsteine vor Ort zugehauen und dann auf dem Wasserweg Wiese-Rhein zum Umschlagplatz Basel verbracht. Von dort erfolgte der Gütertausch über den Oberen Hauenstein bis ins Schweizer Mittelland und über das Birstal ins Delsbergerbecken.





links:
Zeichnung des
Mühlsteins, M 1:8.

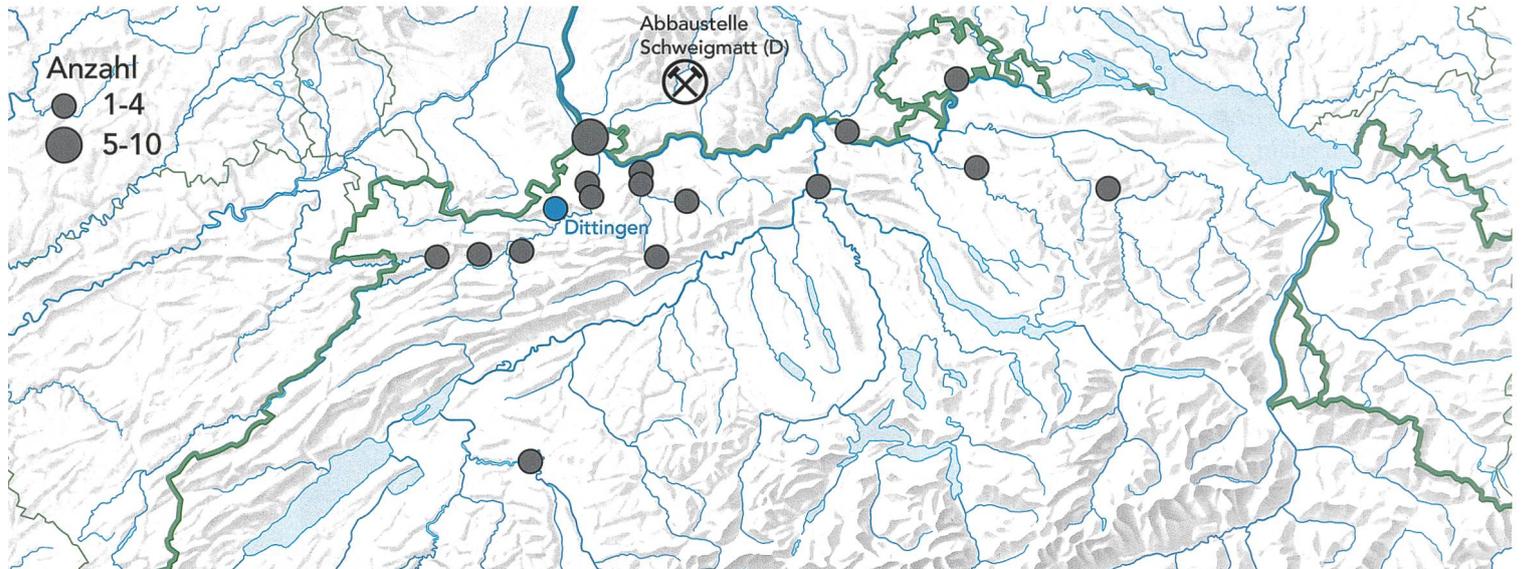
rechts:
Mögliche Routen für
den Handel mit Mühl-
steinen aus permischer
Brekzie. Achteck: Lage
des vermutlichen Stein-
bruchs Blau: Fundort
Dittingen.

Die Verbreitung
der Mühlsteine aus
permischer Brekzie im
Gebiet der heutigen
Schweiz.

Die Forschung geht davon aus, dass sich der Abbau des Gesteins auf die Spätlatènezeit (LT D) beschränkt hat, auch wenn einzelne Fragmente in frühromischen und mittelalterlichen Zusammenhängen gefunden werden. Ab der Römerzeit scheinen andere Gesteine bevorzugt worden sein – hauptsächlich Buntsandsteine. Bei Steinen, die

in jüngeren Schichten gefunden wurden, könnte es sich um Weiter- respektive Zweitverwendungen handeln.

Der 2010 wiederentdeckte Mühlstein aus Dittingen stellt eindeutig den oberen Teil einer Handmühle dar. Er ist ausserordentlich gut erhalten, ganze Stücke sind



eher selten. Der Fundort bildet in der Verbreitungskarte ein wichtiges Bindeglied zwischen der Nordwestschweiz und dem Delsberger Becken. Seine Datierung kann aus oben genannten Gründen vorsichtig in die Spätlatènezeit gesetzt werden. Bislang sind jedoch keine anderen Objekte dieser Zeitstellung aus Dittingen bekannt. Allgemein gibt es aus dem gesamten Laufental nur sehr wenige Funde aus dieser Epoche. Etwas besser sieht es für nachfolgende Römerzeit aus. Ab dem 1. Jahrhundert n. Chr. verdichten sich die Siedlungspuren. In Dittingen gab es eventuell einen römischen Kalksteinbruch.

Seine hervorragende Erhaltung und die geringe Abnutzung lassen vermuten, dass der Mühlstein kaum oder eher kurz in Gebrauch war. Da der Stein 1978 unbeobachtet geborgen wurde, ist unklar, wie und warum er an dieser Stelle in den Boden gelangte. Dittingen liegt etwas abseits der vermutlichen Handelsroute entlang der Birs, folglich ist es eher unwahrscheinlich, dass er von einem Händler dort «lieengelassen» wurde. Auch eine absichtliche

Deponierung scheint eher abwegig, da in diesem Falle weitere Objekte oder auch der untere Teil der Mühle zu erwarten gewesen wären. Ohne weitere Entdeckungen in der Nähe des Fundortes wird sich diese Frage kaum beantworten lassen.

Bericht: Andreas Fischer

Der Dittinger Mühlstein wurde in einem Kanalisationsgraben ungefähr an der Hausecke in der Bildmitte gefunden.



Andalusisches Olivenöl im römischen Seltisberg

Seltisberg,
Im Winkel. Henkel
einer Ölamphore mit
Herstellerstempel.

Amphoren sind das Transportgefäß des römischen Imperiums schlechthin. In ihnen wurden in erster Linie Lebensmittel aus dem Mittelmeerraum wie Wein, Öl, Oliven, Honig oder Datteln verhandelt. So mussten Römer, die fernab des stadtrömischen Luxus in den Provinzen lebten, nicht auf diese Köstlichkeiten und Delikatessen verzichten. Auch im rö-

mischen Gutshof «Im Winkel» in Seltisberg ist eine nicht unbedeutende Menge an Amphorenscherben zu Tage gekommen.

Als archäologische Quelle sind Amphoren interessant, da sie Informationen auf die Produktion, den Handel sowie die verhandelten Waren liefern und so Rückschlüsse auf das Konsumverhalten der Bevölkerung ermöglichen. Oftmals kann dies nur mittels Form- und Tonalysen ermittelt werden. In seltenen Fällen sind aber auch Pinselaufschriften und Stempel an den Henkeln angebracht, die zusätzliche Informationen über die Herkunft und Hersteller der Amphoren liefern.

Ein solch seltener Stempel kam im Fundmaterial von Seltisberg nach dem Waschen der Scherben zum Vorschein. Der Abdruck ist vollständig und befindet sich auf dem Henkelfragment einer bauchigen Amphore des Typs «Dressel 20». Heute weiß man, dass darin Olivenöl aus Spanien importiert wurde. Nach der Henkelform lässt sich der Stempel in die zweite Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. datieren.



Der Schriftzug des Stempels weist eine Ligatur auf, wie sie für die Zeit typisch ist: die Buchstaben M und A sind miteinander verschmolzen. So lässt sich das Wort «ROMANI» entziffern. Es handelt sich hierbei um ein sogenanntes *Cognomen* – einen Beinamen. Benannt wird damit der Töpfer der Amphore beziehungsweise der Verwalter der Töpferei.

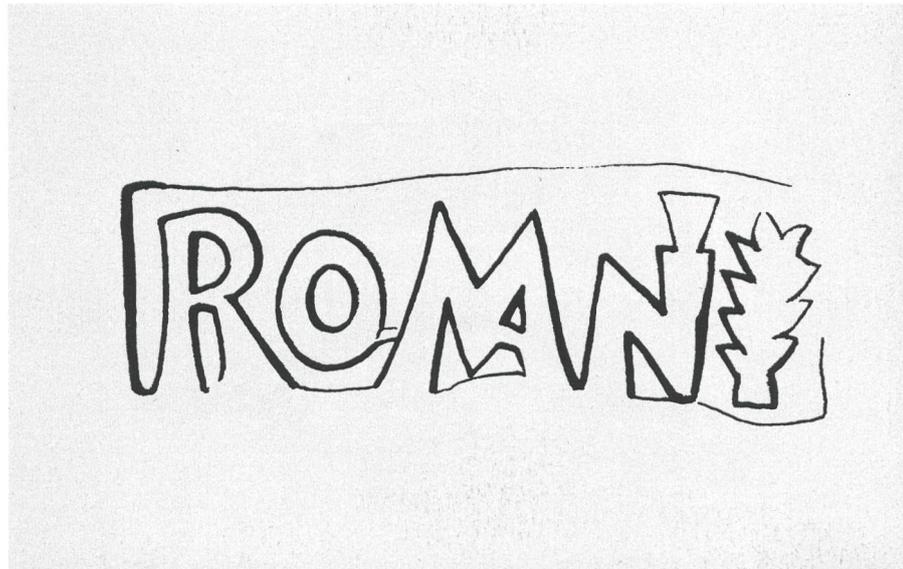
Die genaue Lokalisierung des Stempels und somit auch des Produktionsortes des Gefäßes ist dank der guten Forschungslage relativ einfach. Die Spur führt uns in die römische Provinz *Baetica* im heutigen Spanien ins Tal des Guadalquivir zwischen Sevilla und Cordoba. Dort, am schiffbaren Nebenfluss Gentil, konnte in der andalusischen Stadt Las Delicias das Herstellungszentrum der «ROMANI»-Amphoren ausgemacht werden.

Vor langer Zeit also wurde unsere Amphore einst im südlichsten Spanien von einem Töpfer namens ROMANVS hergestellt, mit frisch gepresstem Olivenöl abgefüllt und danach auf Wasserstrassen und dem beschwerlichen Landweg bis nach Seltisberg transportiert, wo sie ihren Zweck als Transportgefäß

erfolgreich erfüllt hatte. Heute ist vom einst über 30 Kilogramm schweren Behältnis zwar nur noch ein kärglicher Henkel überliefert. Aber mit diesem leicht zu übersehenen Stempel gewinnt das Stück an unschätzbarem archäologischem Wert.

Bericht: Sandra Billerbeck

Der Stempel mit dem Namen «ROMANI» ist auch mehrfach in der Römerstadt Augusta Raurica belegt.



Ein Schlangentopf in der römischen Villa von Seltisberg

Seltisberg, Im Winkel.
Das Wandfragment
eines so genannten
Schlangentopfes.
Länge acht Zentimeter.

Eine kleine, besondere Scherbe aus der römischen Villa von Seltisberg gab der Fundabteilung lange Zeit Rätsel auf. Schliesslich war aber klar, dass es sich nicht um irgendeine Bodenscherbe mit schlecht ausgeführtem Ringfuss handelt, sondern um ein spezielles Stück: die Wandscherbe eines römerzeit-

lichen Kultgefässes, eines so genannten Schlangentopfes!

Vergleiche aus Augst zeigen deutlich, dass die gewundene Tonauflage eine Schlange darstellte. Solche Schlangen hat man an Gefässen keltischer Tradition – meistens hohen Tonnen oder Flaschen – angebracht. Produziert wurde unser Exemplar wahrscheinlich in Augst.

Der eigentliche Zweck der Schlangengefässe ist zwar nicht bekannt, es wird aber eine Verwendung im kultischen Bereich vermutet. Darauf weist die



Schlange selbst hin, die in der römischen Mythologie mit der Erde in Zusammenhang gebracht wird und dabei eine Fruchtbarkeits-, Wiedergeburt- und Schutzfunktion zugesprochen bekommt. Schlangentöpfe sind wahrscheinlich bei Zeremonien am Hausaltar, dem *Lararium*, eingesetzt worden.

Neuere Forschungsergebnisse zeigen, dass die Schlangentöpfe aus Augster Produktion im ganzen Gebiet der heutigen Nordwestschweiz bis nach *Vindonissa* (Windisch) verbreitet waren. Sie waren zwischen der zweiten Hälfte des 1. und der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. in Gebrauch. Selten tauchen sie sogar noch im 3. Jahrhundert auf. Auch im Ge-

biet des heutigen Baden-Württemberg und aus dem Wallis sind Schlangengefäße überliefert, die sich aber typologisch deutlich von den Augster Beispielen unterscheiden.

Bericht: Johann Savary

Zum Vergleich:
Zwei ganz erhaltene Schlangentöpfe aus Augusta Raurica (Römerstadt Augusta Raurica).



Wer sucht, der findet – öfters auch was anderes

**Therwil, Bantel. Das
Bechergewicht im
Fundzustand.**

Während des Schwabenkriegs, am 22. April 1499, lauerten Eidgenössische Soldaten auf dem Bruderholz österreichischen Truppen auf, die zuvor Dornach geplündert hatten und nun mit reicher Beute auf dem Weg ins Elsass waren. Der Überraschungsangriff gelang, der Verband aus Solothur-

nern, Bernern und Luzernern nahm den Feinden das Raubgut wieder ab und jagte sie davon – viele starben. Ein einfacher Gedenkstein im Wald und ein Denkmal in Reinach erinnern an dieses Gefecht, doch das eigentliche Schlachtfeld ist nicht genau lokalisiert.

Der ehrenamtliche Späher Thomas Winkler ist diesem Ort schon länger auf der Spur. Immer wieder suchte er Fluren in der fraglichen Gegend nach entsprechenden Objekten ab, so auch am 29. September 2011. Diesmal machte er – nebst den üblichen, kaum zu identifizierenden, rostigen Eisenobjekten – einen interessanten Fund: eine kleine, trichterförmige Dose aus Buntmetall, die ziemlich schwer in der Hand lag. War das endlich ein Gegenstand, der im Gefecht verloren gegangen war?

Die Hoffnung wurde leider enttäuscht. Das rund zwei Zentimeter hohe Objekt mit einem maximalen Durchmesser von 3,7 cm entpuppte sich schnell als vormetrisches Bechergewicht aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In der Dose sind Becher ineinandergestapelt, wobei sich das Gewicht zum



Nächstkleineren jeweils halbiert. Damit hatte man ein handliches Instrument, um auf den Märkten und im Handel geringe Mengen abzuwägen.

Natürlich mussten sich die Becher nach einem Masssystem richten und der Hersteller für die Eichung der Gewichte garantieren. Diese Angaben finden sich meist auf den Objekten eingepunzt. Wer das Gewicht fabriziert hat, ist im vorliegenden Fall nirgends vermerkt. Einzig auf dem ersten Becher konnte die Restaurierung eine undeutliche, kaum mehr lesbare Angabe zum Gewicht nachweisen: «I O», gemeint ist 1 Once (Unze). Aufgrund dieser Inschrift, des Gesamtgewichts von etwa 116 Gramm und von stilistischen Vergleichen handelt es sich zweifelsfrei um ein französisches Viertelpfund, das ursprünglich demnach um die 122 Gramm schwer war.

Der Restaurierung gelang es, das Scharnier und den Deckel soweit freizulegen, dass sich die Dose wieder öffnen lässt. Auch die wahrscheinlich insgesamt sieben Einsätze im Innern konnten teilweise getrennt werden. Wer das Fundstück abseits der Siedlung

verloren hat, wissen wir leider nicht. Aber die Geschichte zeigt wieder einmal sehr schön: Wer sucht, der findet – nur nicht unbedingt das, worauf er aus war.

Bericht: Andreas Fischer

Das fertig restaurierte
Gefäß-Set.





Im Waschhaus an der Hauptstrasse 66 in Pratteln war als Absatz für eine Lichnische eine römische Säulenbasis – verkehrt herum – eingemauert.

Pratteln: Eine Säulenbasis auf Reisen

Manchmal braucht es den treffsicheren Instinkt einer guten Bauforscherin: Wie die Spitze eines Eisberges ragte ein unscheinbarer Teil einer römischen Säulenbasis aus der Wand eines Waschhauses in Pratteln (siehe S. 74 ff.). Wäre dieser Stein dem geübten Auge entgangen, wäre die Archäologie um ein spannendes Fundobjekt ärmer gewesen respektive es wäre wohl beim Abbruch zumindest schwer beschädigt worden.

Mit der Freilegung und Bergung des Stückes tauchten sofort viele Fragen auf. Woher stammt das aufwändig gestaltete Architekturteil? Wie kam es dazu, dass es als profane Bank einer Lichtnische bis fast zur Unkenntlichkeit in einem Waschhaus eingemauert wurde?

Schnell war klar, dass der Säulenfuß nicht von einer der römischen Villen in Pratteln stammen konnte. Zwar war der Durchmesser mit rund 48 Zentimetern nicht ausserordentlich gross; die Ausgestaltung des Säulenschaftes mit Kanneluren, die zudem mit

sogenannten Pfeifen gefüllt waren, sprach aber dafür, dass das Objekt zu einem repräsentativen, öffentlichen Gebäude oder Tempel gehören musste. Die Spur führte also in die römische Koloniestadt Augusta Raurica. Es bestand die Hoffnung, dass sich ein vergleichbares Stück finden liesse.

Mögliche Herkunft?
Vielleicht stammt die Säulenbasis vom Schönbühltempel in Augst (Augusta Raurica).



Im Steindepot von Augusta Raurica lagern einige vergleichbare Stücke (Augusta Raurica).

Ein Besuch im Steindepot endete allerdings mit einer gewissen Ernüchterung. Zwar konnten einige vergleichbare Säulenbasen und vor allem auch Säulenschäfte ausfindig gemacht werden. Doch die Stücke, die am Besten passten, stammten aus der Kaiseraugster Kastellmauer, die aus vielen Altbau-

teilen (so genannten Spolien) errichtet worden war, die die Römer gegen Ende des 3. Jahrhunderts aus der teilweise zerstörten Oberstadt zusammengetragen hatten. Denn bereits damals war das Recycling von gut zugehauenen Architekturteilen an der Tagesordnung. Und da der Bau der Befestigung relativ schnell vonstatten gehen musste, schreckten die Erbauer nicht einmal davor zurück, alte Grabsteine einzumauern.

Doch wie gelangte unser Stück nach Pratteln? Dazu hilft ein Blick in den Boden und ins Archiv. Die Überreste der Römerstadt dienten auch im Mittelalter und der Neuzeit als «Steinbruch» für die lokale Bevölkerung. Davon zeugen zahlreiche Erlasse und Gerichtsurteile aus dem 18. Jahrhundert. Der Basler Stadtrat verbot den lokalen Bauern wiederholt, das «heydnische Mauerwerkh zu demolieren und völliglich in Ruin zu setzen» beziehungsweise Steine wegzunehmen. Dies geschah aber nur bedingt aus einer Schutzabsicht; vielmehr war die Obrigkeit daran interessiert, «dieses Steinwerk, falls es zu Gebäuden tauglich, zu den Publici Handen zu ziehen».



Dass diese Verbote öfters wiederholt werden mussten und es auch zu Gerichtsurteilen kam, zeugt aber davon, dass sich die ortsansässige Bevölkerung wenig darum kümmerte.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts kam es dann zu einem eigentlichen Antikenfieber: Basler, die es sich leisten konnten, wie etwa die Seidenbandfabrikantenfamilie Forcart-Weiss im Württembergerhof, verschönerten ihre Gärten mit antiken Architekturteilen. Zur Gewinnung von schönen Stücken wurden sogar extra Ausgrabungen durchgeführt. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beginnt der Schutz der Ruinen – teilweise dank Landkäufen durch die Historische und Antiquarische Gesellschaft Basel – langsam zu greifen. Eine der letzten Meldungen über abtransportierte Architekturteile betrifft ausgerechnet die Gemeinde Pratteln: 1829 schenkten die Augster zur Zierde des neuen Friedhofes beim Schloss zwei römische Säulen.

Wann genau und zu welchem Zweck unser Stück aus Augst abtransportiert wurde, lässt sich nicht

mehr genau eruieren. Es ist aber mit einiger Sicherheit davon auszugehen, dass es 1841 erst in Drittverwendung im Waschhaus eingebaut wurde und vorher wohl ein repräsentativeres Bauwerk schmückte.

Bericht: Andreas Fischer

Die romantische Grotte im Garten der Familie Forcart-Weiss, um 1900, mit römischen Säulen (Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt).

